

Medard Kehl SJ

Bleibt nur die Resignation?

Geistlich-theologische Erwägungen zu den jüngsten Bischofsernennungen

Diese Zeilen schreibe ich während meiner jährlichen „Geistlichen Übungen“ („Exerzitien“) in einer alten Benediktinerabtei; sie sind erwachsen aus vielen Gebeten und aus langen Gesprächen mit Mitbrüdern. Eine ungewohnte Erfahrung bewegt mich zu dieser Niederschrift: Ich finde auch nach mehreren Tagen nicht zum ruhigen, gelassenen Beten und Meditieren. Bereits bei der Betrachtung zum „Prinzip und Fundament“ der Exerzitien nehme ich mit Erschrecken wahr, wie meine „Indifferenz“ völlig durcheinandergebracht ist, wie sich ein nicht zu beruhigender Wirrwarr von Gefühlen der Trauer, des Zorns, der Ratlosigkeit und der Resignation angesichts der Ernennung des neuen Kölner Erzbischofs, Kardinal Joachim Meisner, angesammelt hat. Offensichtlich geht es nicht nur mir so; wohin man im Augenblick auch kommt: Die Kölner Ereignisse der letzten Monate (samt ihren „Vorspielen“ in Chur und Wien und den neuesten Nachrichten aus Salzburg und Vorarlberg) sind Thema Nr. 1, sie erregen die Gemüter wie schon lange kein innerkirchliches Geschehen bei uns mehr. Jede Bischofsvakanz wird inzwischen zu einem Alptraum.

Das Auffallende dabei: Diesmal sind es nicht so sehr die professionellen Kirchenkritiker vom „linken“ Spektrum der Kirche, die sich getroffen und verletzt fühlen; diese dürften das Ganze jetzt eher mit einer (wenn auch schmerzlichen) Genugtuung als eindeutige Bestätigung ihrer kritischen Linie betrachten. Nein, es sind die ganz „normalen“ Katholiken der „Mitte“, fromme, durchaus eher konservative Leute aus den Frauen- und Männerorden, in den neuen geistlichen Bewegungen, von allen Stufenleitern der ortskirchlichen Hierarchie, aus Gemeinden, Bibelkreisen, Pfarrgemeinderäten, Gruppen und Verbänden; alles Leute, die sich zu Hause fühlen in der römisch-katholischen Kirche, und die in sehr vielen Fällen ihren ganzen Lebenseinsatz dieser Kirche zur Verfügung stellen. Sie kommen im Augenblick nicht mehr zurecht mit ihrer Kirche. Was mir ein älterer, lebenswürdiger Benediktinerpater, der kurz vor seiner goldenen Ordensprofess steht, sagte, trifft wohl genau die Situation dieser Christen: „Ich bin erschrocken über mich; ich entdecke auf einmal so etwas wie einen antirömischen Affekt in mir.“

Wie kommt das? Was sind die Gründe für diese – den meisten von uns ungewohnten und auch ungewollten – Reaktionen? Ich halte es für gut, wenn wir die-

ses Phänomen der gestörten Beziehung zur Kirche nicht einfach auf sich beruhen lassen. Ich erlebe es bei mir selbst und vielen anderen als zu bedrängend und bedrohlich, als daß wir darüber schweigend hinweggehen dürften. Wir brauchen Klarheit für uns selbst über das, was sich hier tut, damit der Zorn in uns nicht überhand nimmt und unsere geistliche Einstellung zur Kirche bitter macht. Das Benennen und Aussprechen der Ursachen kann – zusammen mit dem Gebet um Gelassenheit – heilend wirken. Ich betrachte es auch als einen Dienst des Theologen an vielen ähnlich empfindenden Mitchristen, wenn er sich nicht mit dem Klagen im privaten Kreis begnügt, sondern seinen Einspruch öffentlich formuliert – nicht um zu polarisieren, sondern um zum Dialog aufzufordern.

Drei *Ursachen* dürften für die so weit gestreute und tiefsitzende Betroffenheit ausschlaggebend sein.

Der Stil

Zweifellos spielt zunächst einmal das Verfahren, die Art und Weise, wie zum Beispiel in Köln von Rom her eine „Mußehe“ zwischen Bistum und Bischof (so Kardinal Meisner bei der Pressekonferenz nach seiner offiziellen Ernennung) durchgesetzt wurde, eine große Rolle. Ein solches Vorgehen, das gegen den begründeten Willen beider Seiten (nach seinen Worten beim Bischof selbst und bei der Mehrheit der rechtmäßigen Repräsentanten des Bistums) und nur durch Veränderung der ortskirchlich geltenden Rechtsnormen zum Erfolg führte, ist den meisten Menschen in unseren Breiten völlig fremd und unverständlich. Ich kenne es weder aus meiner Familie noch aus der (besseren) politischen Kultur unseres Landes, noch aus unserem Orden, noch aus der Ortskirche, zu der ich gehöre. Wenn nun in aller Öffentlichkeit ein solcher Stil von der obersten Autorität der Kirche vorpraktiziert wird, wenn wichtige, alle angehende Entscheidungen nicht auf gemeinsamen, im geduldigen Gespräch miteinander erreichten Überzeugungen und womöglich Kompromissen beruhen, sondern allein auf der formalen Autorität der höheren Vollmachtsstufe, dann fühlt man sich als erwachsener Mensch und Christ wie vor den Kopf gestoßen.

Aber der Schock geht viel tiefer: Hier wird ein Kirchenbild untergraben, das uns in den letzten 25 Jahren getragen und beflügelt hat. Die Kirche als „Communio“ – (nach Walter Kasper) *das* ekklesiologische Leitmotiv des Zweiten Vatikanischen Konzils: ist es bereits wieder überholt? Gilt das alles nicht mehr, was wir in den 60er Jahren als Theologiestudenten über die „Communio“ der Kirche bei Henri de Lubac gelesen haben („Méditation sur l'Eglise“; „Catholicisme“), oder bei Hans Urs v. Balthasar („Sponsa Verbi“; „Spiritus Creator“; „Herrlichkeit“), bei Hugo Rahner („Symbole der Kirche“), bei Joseph Ratzinger („Die christliche Brüderlichkeit“, „Das neue Volk Gottes“ und in seinen Münsteraner Vorlesungs-

skripten über die Eucharistie und über die Kirche), bei Otto Semmelroth („Die Kirche als Ursakrament“; „Ich glaube an die Kirche“), bei Karl Rahner („Kirche und Sakramente“; „Ich glaube die Kirche“; „Dogmatische Randbemerkungen zur Kirchenfrömmigkeit“), bei Yves Congar („Esquisses du Mystère de l'Eglise“; „Sainte Eglise“) und manchen anderen Theologen der Konzilszeit?

Von ihnen, von den durch sie erschlossenen Kirchenvätern und von den durch sie inspirierten Konzilstexten ist das Kirchenbild so vieler Katholiken der letzten Jahrzehnte geprägt worden. Bei ihnen haben wir durchaus gelernt, daß *Communio* nicht dasselbe ist wie Demokratie, daß sie auch nicht im Gegensatz steht zur Hierarchie („*communio hierarchica*“). Aber wir haben durch sie zugleich begriffen, daß *Communio* etwas mit brüderlich-schwesterlicher Kommunikation zu tun hat; daß sie von der eucharistischen Selbsthingabe des Sohnes Gottes lebt und sich deswegen in der liebenden Gemeinschaft der Kommunizierenden ausdrückt; daß sie das prägende Strukturmerkmal gerade auch der hierarchischen Grundverfassung der Kirche auf allen Ebenen darstellt; daß sie sich nur in dem ausgewogenen Miteinander von Universalkirche und Ortskirchen konstituiert, so daß die Kirche im ganzen sich als „Gemeinschaft von Kirchen“ („*communio ecclesiarum*“) verwirklicht.

Aber genau dieses Wesenselement der *Communio* vermögen viele bei der augenblicklichen Weise der Bischofsernennungen und überhaupt beim Umgang Roms mit den Ortskirchen nicht mehr wahrzunehmen. Behält die *Communio* ihre Geltung nur noch für die Spiritualität, nicht mehr jedoch für die gesellschaftliche Realität der Kirche (ausgenommen vielleicht die *Communio* der absolut Gleichgesinnten)? Diese Ungewißheit schmerzt; steht doch hier die Wahrhaftigkeit unseres geistlichen und theologischen Sprechens von der Kirche auf dem Spiel, ja unsere ganze Grundeinstellung der Liebe zu ihr und der Freude an ihr.

Vielleicht wird jemand einwenden: Der Gehorsam gegenüber dem Papst ist doch ebenfalls ein unentbehrliches Strukturelement der katholischen Kirche; und gegen alle zentrifugalen Kräfte der Ortskirchen kann gerade ein strikter Gehorsam gegenüber der obersten Autorität, egal ob man mit ihren Entscheidungen einverstanden ist oder nicht, die katholische Einheit am besten wahren! Nun, ganz zweifellos gehört der Gehorsam gegenüber den Trägern der geistlichen Vollmacht, zumal dem Inhaber des Petrusamts, wesentlich zu unserer Kirche. Aber so wenig der Papst über der *Communio* der Kirche steht, sondern mitten in ihr Petrus als Haupt und Mitte des Apostelkollegiums repräsentiert, so wenig darf auch die Form von Befehl und Gehorsam aus dem alles durchstimmenden Grundcharakter der *Communio* herausfallen.

Wenn innerkirchlicher Gehorsam das Abbild des Gehorsams Jesu gegenüber dem Vater ist (so Hans Urs v. Balthasar), dann besteht sein Spezifikum gerade in der liebenden, frei gewollten Übereinstimmung zwischen Befehlendem und Gehorchendem; und diese ist eben innerhalb der Kirche weder jedesmal von vorn-

herein gegeben, noch kommt sie allein durch formales Durchsetzen von Rechten zustande, sondern einzig durch das (oft auch strittige) Gespräch, durch gegenseitiges Zuhören und Aufeinanderzubewegen, durch den Willen, sich so zu einigen, daß diese Einheit auf *Einmütigkeit* beruht. Das wird natürlich nicht immer gelingen; es wird stets auch Fälle geben, in denen die kirchliche Autorität letztlich aufgrund ihrer Vollmacht entscheiden muß. Aber dies ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme; und diese zerstört nur dann nicht den *Communio*-Charakter der Kirche, wenn sie sich eindeutig als letzter Ausweg nach ergebnislosen Gesprächen und Bemühungen um gegenseitiges Entgegenkommen und um Einmütigkeit erweist. (Das war zum Beispiel offensichtlich der Fall im unendlich geduldigen Verhalten des früheren Bischofs von Limburg, Wilhelm Kempf, gegenüber dem LeFebvre-Anhänger Pfarrer Milch, bis es wirklich nicht mehr ging.)

Dieses Prinzip der Einmütigkeit ist unbestritten eine der wichtigsten und wirksamsten Grundregeln der *Communio*, angefangen von der Apostelgeschichte über die Paulusbriefe, die großen Konzilien des Altertums und das Konzil von Trient bis hin zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Gerade da hat Paul VI. in seinem Ringen um die Zustimmung der traditionalistisch eingestellten Minderheit ein Beispiel für dieses Prinzip gegeben. In seiner Kompromißbereitschaft ging er zwar für viele der Mehrheit zu weit; auch die Ungeklärtheit mancher Konzilsformulierungen hat darin sicher mit ihren Grund. Aber im Gegensatz zu den beschämenden Vorgängen auf dem Ersten Vatikanischen Konzil, wo eine viel größere und theologisch qualifizierte Minderheit von der damaligen Mehrheit um Papst Pius IX. bei der Unfehlbarkeitsfrage schlicht überstimmt wurde, hat das Zweite Vatikanische Konzil die Einmütigkeit (nicht Einstimmigkeit!) als von alters her geltende Grundnorm kirchlicher Einheitsfindung wieder deutlich ins Bewußtsein gehoben. Vielleicht liegt darin – noch über alle inhaltlichen Aussagen hinaus – seine entscheidende Bedeutung für die Zukunft der Kirche.

Aber was ist daraus geworden? Fällt dieses Prinzip wieder einmal dem Willen zu einer uniformen Einheit zum Opfer, der die nachkonziliare Vielfalt von Überzeugungen und Lebensformen innerhalb des dogmatisch legitimen Rahmens der Kirche als zu gefährlich erachtet und deswegen sein Einheitsideal auf dem Weg des formal unbedingten Gehorsams durchsetzen will? Diese Furcht befällt viele Christen angesichts der Vorgänge um die neuesten Bischofsernennungen, wo für Rom sogar die Zustimmung und Übereinstimmung der Mehrheit der Ortskirche und ihrer Repräsentanten nicht mehr notwendig scheint. Fällt der kurze konziliare Frühling mit seiner lebendigen Erfahrung von christlicher Freiheit und Freimütigkeit (die sicher auch falsch verstanden und mißbraucht wurden) wieder zurück in einen strengen, kalten Winter, bevor er sich überhaupt zur sommerlichen Reife einer allmählich glückenden *Communio* entfalten konnte?

Die Richtung

Damit klingt bereits ein zweiter Grund für die weitverbreitete Ablehnung solcher Vorgehensweisen in unserer Kirche an. Denn nach den Erfahrungen von Lateinamerika, Holland, Wien, Chur, Köln, Salzburg und Vorarlberg läßt sich der Eindruck nicht mehr leugnen, daß nur noch *eine* bestimmte „Richtung“ in der Kirche zur Geltung kommen soll, die im üblichen Sprachgebrauch dem „rechten Flügel“ der Kirche („halbrechts“ bis „rechtsaußen“) zugerechnet wird. Was mit diesen Schlagwörtern inhaltlich gemeint ist, läßt sich an einem zentralen Punkt so umschreiben: Nur jene Theologen und Kirchenführer scheinen das volle Vertrauen Roms zu genießen, die dem heutigen weltanschaulichen Pluralismus der neuzeitlichen, säkularisierten Gesellschaft zutiefst ablehnend, ja fast apokalyptisch verurteilend gegenüberstehen und deswegen das Heil für den Glauben in dieser Welt nur in einer absolut einheitlichen, jeden tiefer reichenden Pluralismus in Theologie und Pastoral vermeidenden Kirche sehen. Ein ziemlich dualistisches Weltbild prägt diese Richtung: hier die Kirche als Ort des Heils – dort die säkularisierte Welt als Ort der Sünde und des Unheils; beide stehen sich frontal und unvermittelbar gegenüber. Der offene, veränderungsfähige Dialog mit verschiedenen Auffassungen und Lebensformen unserer Gesellschaft, in dem man – unter allen möglichen Verfremdungen verborgen – doch die verstreuten „Spuren des Logos“, der Wahrheit auch bei den anderen sucht und sich mit allen Menschen guten Willens zusammen auf dem Weg weiß zur vollendeten Gemeinschaft des Reiches Gottes, diese differenzierte Suchbewegung kommt der genannten Richtung in unserer Kirche nicht nur als „vergebliche Liebesmüh“ vor, sondern dünkt ihr auch sehr gefährlich; bringt sie doch die Gefahr einer Relativierung der eigenen Überzeugungen mit sich, die letztlich nur destabilisierend und auflösend wirken könne. Negative Erfahrungen mit Übertreibungen der nachkonziliaren Zeit scheinen ihr recht zu geben.

Aber berechtigt dies schon dazu, den alten Grundsatz aufzugeben: „Abusus non tollit usum“ (der Mißbrauch hebt nicht den Gebrauch auf)? Muß man nicht unterscheiden zwischen einer guten, von lernfähiger Toleranz für das Andere und klarer Entschiedenheit für das Eigene bestimmten Relationalität und einem schlechten Relativismus, der sich modisch und identitätslos jeder Zeitgeistströmung anpaßt? Werden solche Differenzierungen nicht unserem Glauben und seiner Beziehung zur modernen gesellschaftlichen Lebenswelt viel gerechter als eine simple Schwarzweißmalerei?

Die erstere Einstellung unserer pluralistischen Gesellschaft gegenüber verlangt natürlich ein hohes Maß an Offenheit, an „Unterscheidung der Geister“, an Beweglichkeit und Standfestigkeit zugleich. Sie lebt dabei vom Vertrauen, daß der Heilige Geist überall weht, wo und wohin er will, und nicht nur in einer Richtung. Das Konzilsdokument „Die Kirche in der Welt von heute“ ist die Magna

Charta dieser Dialogbereitschaft, und so viele große Geister unserer Zeit wie Pierre Teilhard de Chardin, Kardinal Henri de Lubac, Karl Rahner, die Kardinäle Julius Döpfner, Franz König, Leo Jozef Suenens, Bernard Jan Alfrink, Carlo Maria Martini, Aloisio Lorscheider, der ehemalige Jesuitengeneral Pedro Arrupe und viele andere waren und sind von dieser Haltung getragen und bieten deswegen für viele Menschen unserer Zeit eine echte Identifikationsmöglichkeit mit dem Glauben und mit der Kirche.

Im Augenblick ist jedoch eine ganz andere Richtung kräftig auf dem Vormarsch; sie setzt – wie seit der Gegenreformation und vor allem seit der Restauration des 19. Jahrhunderts – wieder fast ausschließlich auf klare Abgrenzung, eindeutige Positionen und innere Geschlossenheit der katholischen Kirche. Der verbindlichen Priesterkleidung und der klaren Unterscheidung zwischen Klerus und Laien werden große Bedeutung zugesprochen. Das Kirchenrecht gilt dieser Richtung inzwischen als die authentische, alles eindeutig regelnde Interpretation des Zweiten Vatikanischen Konzils, so daß man sich mit dessen Grundimpulsen zur kirchlichen Erneuerung und zum dialogischen Verhältnis von Kirche und Welt nicht mehr sonderlich beschäftigen muß. Der fehlenden Dialogbereitschaft gegenüber dem Pluralismus draußen entspricht eine Dialogunfähigkeit innerhalb der Kirche. Von daher wird das Gespräch mit Vertretern dieser Grundoption so schwierig, sobald andere theologische, spirituelle und pastorale Auffassungen sich zu Wort melden. Mit einer Sicherheit, die von der Richtigkeit der eigenen Position felsenfest überzeugt und für Differenzierungen wenig zugänglich ist, schränkt man den Spielraum kirchlich tolerierter Auffassungen immer mehr ein und weist abweichende Meinungen als schädlich für die innere Einheit und für den schlagkräftigen Kampf der Kirche nach außen zurück. Im „Opus Dei“ findet diese Richtung ihre innerkirchlich einflußreichste und ausdrücklichste Gestalt. Als entscheidender kirchlicher Garant für diese Form von Einheit wird der Papst angesehen, dem deswegen unbedingte Gefolgschaft in allen Punkten zu leisten ist.

Eine solche Grundeinstellung der Kirche und der Gesellschaft gegenüber mag ihren legitimen Platz in der Kirche haben, ob sie einem gefällt oder nicht; sie kann sich jedenfalls auf eine jahrhundertealte Tradition berufen, die ihre Anfänge bis zur Gregorianischen Reform des 11. Jahrhunderts zurückverfolgen kann. Aber darf sie deswegen zu der einzig maßgeblichen Richtung für höhere Leitungsaufgaben, für Pastoral und Theologie erhoben werden? Wird hier nicht – gegen alle Beteuerung – doch das Zweite Vatikanische Konzil in entscheidenden Punkten außer Kraft gesetzt, nämlich genau da, wo es diese Tradition des 2. Jahrtausends relativieren und den lange verdrängten Traditionen der Urkirche und der Patristik neue Geltung verschaffen wollte? Diese Fragen nach der Bedeutung des letzten Konzils bewegen heute viele treue Katholiken zutiefst, auch angesichts der ungemein großen Konzessionsbereitschaft Roms gegenüber Marcel Lefebvre. Um diese kirchenspaltende Minderheit von Katholiken zurückzugewinnen, geht

Rom ihr so weit entgegen, daß dabei alle wesentlichen Neuansätze des letzten Konzils aufgegeben werden können, wenn nur die Autorität des Papstes anerkannt wird. Die starke Irritation der großen Mehrheit von Gläubigen angesichts dieses römischen Kurses scheint demgegenüber wenig ins Gewicht zu fallen; man vertraut wohl der soziologischen Erfahrung, daß die Mehrheit (im Unterschied zu einer fest entschlossenen und geschlossenen Minderheit) eher träge ist, nicht so schnell abwandert und sich mit der Zeit schon arrangiert. Aber was dabei an biblisch und patristisch begründeten Werten in Theologie, Pastoral und menschlichem Umgang miteinander verlorengeht, die das Konzil neu ins Bewußtsein der Gläubigen gehoben hatte, ist unermesslich. Eine große Verödung und Verhärtung in der Kirche steht zu befürchten.

Der nachkonziliare Prozeß der Integration verschiedener Traditionsstränge aus zwei Jahrtausenden und zugleich ihre Vermittlung mit unserer neuzeitlichen Gesellschaft scheint im Augenblick bewußt von oben abgebrochen zu werden, zugunsten einer einseitigen Kontinuität mit bestimmten Traditionen der letzten Jahrhunderte und um den Preis einer immer stärker werdenden Polarisierung unter den Gläubigen. Denn jetzt wird auf einmal wieder das schrecklich vereinfachende Kriterium des 19. Jahrhunderts undifferenziert zur Gretchenfrage für einen „echten“ Katholizismus hochgespielt: „Wie stehst du zum Papst?“ Daß das Petrusamt samt den dogmatischen Definitionen des Ersten Vatikanischen Konzils unaufgebbbar zur Struktur der katholischen Kirche gehört, ist doch unter guten Katholiken unbestritten. Aber *wie* dieses Petrusamt konkret ausgeübt wird, ist deswegen noch lange nicht über alle Kritik in Liebe und Loyalität erhaben! Das war es zu keiner Zeit der Kirchengeschichte und darf es auch nicht werden, wenn es nicht zu einer verhängnisvollen Papolatrie kommen soll, die unser Papst sicher nicht will. Die Kritik vieler Christen richtet sich eben im Augenblick keineswegs gegen das Petrusamt und seinen universalkirchlichen Dienst der Einheit, sondern vor allem gegen diese Form der Amtsführung: daß der Papst, der doch der Hirte aller Gläubigen sein soll, sich an die Spitze der oben skizzierten Richtung zu stellen scheint, sie fast ausschließlich favorisiert und so den Einruck erweckt, als ob er die ganze Kirche daraufhin umgestalten wolle.

Das muß zwangsläufig zu sinnlosen Polarisierungen in der Kirche führen, genau wie wenn fast nur noch Vertreter einer bestimmten charismatischen oder liberalen oder politischen Theologie zu Wort und Amt kommen dürften (was ebenso unsinnig wäre). In welche tiefgreifenden Loyalitätskonflikte werden treue Katholiken, gerade auch Amtsträger, dem Papst gegenüber durch eine solche Politik gestürzt! Das Petrusamt dient doch vor allem der universalen Integration; von daher erwartet man eben, daß Bischöfe erwählt und bestätigt werden, die in ihrer Ortskirche ebenfalls integrierend und nicht polarisierend wirken, also Vertreter einer vernünftigen, gesprächsfähigen „Mitte“ und nicht der äußeren „Rechten“ oder „Linken“. Solange die gegenwärtige Linie weitergeführt wird, kann so

schnell kein Frieden in der Kirche eintreten, es sei denn, daß mit der Zeit alle anderen Richtungen schweigend resignieren oder auswandern. Ob allerdings eine solche Befriedung von den Kirchenvätern gemeint war, wenn sie als Synonym für Kirche und Communio das Wort Pax, Frieden, gebraucht haben?

Damit sind wir bei einer dritten Ursache der gegenwärtigen Mißstimmung in unserer Kirche angelangt.

Die Ohnmacht

Was in den beiden vorigen Punkten geschrieben wurde, ist alles nicht neu; es wird in den letzten Jahren mit zunehmender Deutlichkeit und von immer mehr Gläubigen so empfunden und ausgesprochen. Aber es scheint alles vergeblich zu sein. Man gewinnt den Eindruck, daß all diese Stimmen, die nach glaubwürdiger Communio und nach größerer Richtungsoffenheit rufen, einfach nicht mehr das Ohr und das Herz unseres Papstes, seiner engsten Berater und der mächtigen Nuntien erreichen. Wenn selbst Bischöfe, ja sogar Vorsitzende von nicht unbedeutenden Bischofskonferenzen abgewiesen werden und rein gar nichts ausrichten können, dann ist es nicht verwunderlich, daß eine immer größere Rat- und Hilflosigkeit sich unter den Gläubigen ausbreitet. Der Papst besucht die Ortskirchen, und doch kommt kaum ein Dialog mit Andersdenkenden in der Kirche zustande. Was nützen dann alle guten Reden des Papstes, was nützt dann umgekehrt alles Bitten um Gehör und Verständnis? Bleibt uns nur noch der bittere Zynismus jener, die sagen: „Nur weiter so! Um so schneller wird sich das ganze System durch seine Maßlosigkeiten selbst ad absurdum führen?“ Bleibt nur noch die Resignation derer, die sich entweder enttäuscht von der Kirche ganz abwenden oder sich in ihr auf den kleinen überschaubaren Bereich ihrer privaten kirchlichen Lebenswelt zurückziehen und „die da oben machen lassen, was sie wollen“? Nein, das alles sind keine Zukunftsperspektiven, schon gar nicht im Dienst der Weitergabe des Glaubens an die jüngere Generation.

Aber was können wir denn statt dessen tun? Diese Frage treibt gegenwärtig viele um. Sie möchten sich weder in eine zu kirchenkritische (rechte oder linke) Polemik einreihen noch in apathische Resignation verfallen; auch zu einer schweigend-gehorsamen Zustimmung zu dem gegenwärtigen Kurs der Primatsausübung können sie sich mit dem besten Willen und nach vielen Gebeten nicht durchringen; er atmet eben zu wenig erkennbar den Geist des Evangeliums („Bei euch soll es nicht so sein...“ Mt 20,26) und der biblisch-altkirchlichen Communio. Man fühlt sich oft völlig ratlos und ohnmächtig.

Und doch darf das nicht das letzte Wort sein. Mir hat bisher am meisten der Trost geholfen, den ich in diesen Tagen beim Beten des Ps 23 erfahren habe: „Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen... Muß ich auch wandern in finsterner

Schlucht, ich fürchte kein Unheil; denn du bist bei mir, dein Stock und dein Stab geben mir Zuversicht... Lauter Güte und Huld werden mir folgen mein Leben lang, und im Haus des Herrn darf ich wohnen für lange Zeit.“ Der Herr, der oberste Hirte, verläßt seine Kirche nicht, auch wenn sie durch „finstere Schluchten“ pilgern muß. Keiner weiß, wohin er seine Kirche auch auf diesen Wegen führen will. Was uns oft als Umweg und Irrweg vorkommt, kann für ihn vielleicht der kürzeste Weg zu einem guten Ziel sein. Dieses grenzenlose Vertrauen auf den Herrn der Geschichte gibt auch die Kraft zur unverdrossenen Treue, die trotz allem weitergeht und weiterarbeitet, die sich ihre Freude am Glauben und an der Kirche immer neu erbetet und erdient – an den vielen Orten, wo Kirche auch in ihrer Schönheit und in ihrem unerschöpflichen Lebensreichtum erfahrbar wird, wo ihr geglaubtes Wesen als Volk Gottes, als Leib Christi, als Sakrament des Geistes, als Gemeinschaft der Heiligen auch in entsprechenden Zeichen und Gleichnissen sichtbar wird. Mir selbst wurde kürzlich diese Erfahrung besonders eindrücklich ein Semester lang in einer „Arche“, einer christlichen Lebensgemeinschaft mit geistig Behinderten, geschenkt. Solche positiven Grunderfahrungen von Kirche, die Gott sei Dank bei vielen der jetzt so betroffenen Christen doch gegeben sind, können selbst durch die unverständlichsten kirchlichen Entwicklungen nicht außer Kraft gesetzt werden.

Aber was ist mit den vermutlich viel zahlreicheren Gläubigen, gerade unter den Jüngeren, die ihre Glaubenswurzeln nicht so tief im kirchlichen „Mutterboden“ verankert haben, und die jetzt durch diese innerkirchlichen Vorgänge und ihre folgenden Polarisierungen stark verunsichert werden? Eine ganze Reihe werden wir nicht vor dem Auszug aus der Kirche oder vor der resignativen Gleichgültigkeit bewahren können, wenn es uns auch noch so schmerzt wegen dieser unnötigen „hausgemachten“ Konflikte. Anderen werden wir zu solchen tieferen Kirchenerfahrungen verhelfen müssen, ihnen in den Gemeinden, in geistlichen Zentren oder in den vielen neuen geistlichen Bewegungen und Gemeinschaften eine Heimat in der Kirche anbieten. Dabei wird sich die ungute Fixierung auf die amtlichen Strukturen der Kirche vielleicht am ehesten lösen. Und doch dürfen wir genau diese Strukturen nicht aus dem Kirchenbild ausblenden; sie gehören auch aus theologischen Gründen wesentlich zur Kirche. Aber wie können wir sie existentiell in unserem Glauben, in unserer Hoffnung, in unserer Liebe integrieren, wenn sich Amtsträger auf den verschiedensten Ebenen nicht bereit zeigen zu geduldigem Zuhören, zum Gespräch, zur gütlichen Einigung, was doch mit Recht von jedem Seelsorger und Hirten erwartet wird?

Da gibt es zunächst den uralten Weg des Glaubens, der so unscheinbar aussieht und so oft vergessen wird: nämlich das regelmäßige, fürbittende Gebet für den Papst, die Bischöfe und andere Verantwortliche in der Kirche. Die Kirche scheint es von Anfang an für bitter notwendig zu halten, immer wieder für sich selbst und ihre Hirten zu beten. Und es darf – wie jede Gott bedrängende Fürbitte –

konkret sein: Wir könnten in diesem Fall (vorausgesetzt, daß man sich selbst demütig und ehrlich darin einschließt) „in hellen Scharen“ um den Heiligen Geist beten, der die Mauern der Isolation und der Angst in der Kirche niederreißen, der das Herz unseres Papstes und seiner Ratgeber für den brüderlich-schwesterlichen Dialog aufschließen und der seinen Sinn auf die Weite der *Communio* in der gesamten Kirche ausrichten kann. Das betende Aussprechen unserer Bedrängnis vor Gott bewahrt nicht nur das eigene Herz vor Bitterkeit, es trägt auch die bergeversetzende Kraft der Hoffnung in sich auf den Gott, der wirklich alles neu und gut machen kann.

Als gleichsam „flankierende Maßnahmen“ zu diesem Gebet könnte ich mir zum Beispiel eine großangelegte Briefaktion an den Papst vorstellen. Warum sollen wir die sogenannten „Römerbriefe“ fast nur den traditionalistischen Klägern und Anklägern überlassen, die wegen jeder kleinsten Sache Rom zum Einschreiten gegen „progressive“ Theologen und Amtsträger auffordern? Wenn jetzt über Monate hinweg Briefe en masse aus der Mitte der Kirche in den Vatikan gelangten, die ohne Polemik, aber in liebend-sachlicher Deutlichkeit unsere Trauer und unseren Schmerz über die gegenwärtige kirchliche Linie zum Ausdruck brächten, könnte das vielleicht doch auf Dauer Wirkung zeigen.

Oder eine andere Möglichkeit: Könnten die Ortskirchen die Besuche des Papstes bei ihnen nicht besser für ein wirkliches Gespräch nützen, bei dem man nicht vorweg verfaßte Reden einander vorliest, sondern in Liebe offen und ehrlich einander seine Vorstellungen erläutert, aufeinander hört und sich gegenseitig aufeinander zubewegt, um zu einer echten Einmütigkeit zu gelangen? Soll das, was in guten Familien, Gemeinden, Orden und Ortskirchen üblich ist, auf den obersten Ebenen unserer Kirche unmöglich sein? Auch wenn man sich in manchem vielleicht nicht einigen können, so befreit doch eine offene, angstfreie Gesprächsatmosphäre von Verhärtung, Verbitterung und Verfeindung.

Eine weitere Möglichkeit zur „Kurskorrektur“ dürfte in internationalen „Koalitionen“ der Bischöfe liegen. Die Bischofskonferenzen vieler Länder werden ja durch die neuen Bischofsnennungen faktisch gespalten und damit neutralisiert. Zu gemeinsamen Optionen und Aktionen in wichtigen innerkirchlichen Fragen sind sie immer weniger in der Lage. Diese Abwertung widerspricht zwar ganz dem Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils und der gegenwärtig vorherrschenden theologischen Überzeugung in der Weltkirche, wonach den Bischofskonferenzen (als Ausdruck des kollegialen Leitungsprinzips der Kirche) nicht bloß eine funktionale, sondern primär eine theologisch qualifizierte Bedeutung für die Universalkirche zukommt. Aber auch da geht Rom seine eigenen Wege. Den Bischöfen, die nicht der gegenwärtig bevorzugten Richtung angehören, droht dadurch auf Dauer ihre apostolische Leitungsvollmacht, die sich ja auf ihre Diözese *und* die Universalkirche bezieht, sehr eingeschränkt zu werden. Wenn sie das nicht tatenlos hinnehmen wollen, bleibt ihnen gar nichts anderes übrig, als

andere kollegiale Strukturformen aufzubauen, die über die Grenzen der Länder und Kontinente hinausreichen.

An einigen Stellen des Neuen Testaments wird eine christliche Tugend besonders hervorgehoben: die „Parrhesia“, das ist der Freimut, „alles zu sagen“, wovon das Herz voll ist. Diese Tugend besitzt nicht nur Geltung gegenüber unserem Gott, den wir freimütig und ohne Angst „Vater“ nennen dürfen; sie hat auch nicht nur ihren Platz vor den glaubensfeindlichen Mächten dieser Welt, denen wir furchtlos im Bekenntnis unseres Glaubens gegenübertreten können; sie hat auch ihr angestammtes Hausrecht in der Kirche gegenüber denen, die von Gott mit Vollmacht ausgestattet werden (was auch das Kirchenrecht in can. 212 ausdrücklich anerkennt). Gebe Gott, daß die Hirten und die Theologen der Kirche sich den Sinn für loyale Kritik bewahren.